

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1958

6 (1958)

6

HEIMAT

Unfere



4. JAHRGANG / 1958

Blätter aus der Wignitz

*A*m 1. September 1958 erfüllt wieder Kinderlachen unsere Schulen. Ein neues Schuljahr beginnt, und voller Hoffnungen und Erwartungen, manchmal auch voller Bangen, betreten die Jüngsten unter ihnen erstmalig ihre Schule. Lassen wir, Pädagogen, Eltern und Erzieher, es uns zur schönsten Aufgabe werden, all denen den Weg zu Wissen und Können, zur Liebe zum Volke der Arbeiter und Bauern zu ebnen, die sich uns in diesen Tagen anvertrauen. Erziehen wir so, daß aus jenen Kleinen die Erbauer neuer Werke werden, daß aus ihnen hervorragende Arbeiter und Bauern der sozialistischen Wirtschaft werden, erfüllt vom Streben nach Frieden, Freiheit und Humanität. Legen wir gemeinsam die Saat, um gemeinsam den wahren Menschen zu ernten. Erfüllen wir unsere Pflicht an unseren Kindern, nicht weil wir es müssen, sondern weil wir es wollen. Scheuen wir weder Arbeit noch Mühe. Gehen wir allen Kindern voran in ein Leben im Sozialismus, dort, wo der Mensch nicht nur die größten Werte schafft, sondern wo er sich seinen Fähigkeiten und Leistungen entsprechend entfalten kann.

Handeln wir vom Tage des Schulbeginns an so, daß die fröhliche Kinder-schar von heute schon morgen danach fragen kann, ob wir auch alles getan haben, ihnen den Frieden zu erhalten!

So wünschen wir den Kindern die Freude und Lust zum Lernen und den Pädagogen, Eltern und Erziehern die Kraft, ihre Pflichten in Ehren zu erfüllen.

ERWIN LADEMANN

Blätter aus der Geschichte des Volkes

*Vom schweren Weg und von der Kraft und Weisheit der arbeitenden
Menschen*

Holdine Stachel, die in Schwerin lebende Schriftstellerin, hat in dem Buch „Mit schwerem Gepäck auf steinigem Weg“ einen Abschnitt der Geschichte der Arbeiterbewegung unserer näheren Heimat erzählend dargestellt. Ganz im Gegensatz zu anderen Geschichtswerken und Chroniken wird hier die Geschichte des Volkes geschildert, die Geschichte der Arbeiter und Bauern, ein Blatt des Ruhmes und des Kampfes der deutschen Arbeiter für die Befreiung der Menschheit von Ausbeutung und Unterdrückung. Die Straße der Entwicklung, die die jetzt 66jährige Autorin, in Danzig geboren und in ihrer Tätigkeit als Lehrerin schon früh zur Arbeiterklasse gestoßen, dem Leser darlegt, zeigt sich als ein steiler, steiniger Weg „ . . . abwärts in Finsternis, gefährlich zum Genickbrechen, dann aufwärts mit brennenden Füßen und schwierigen Händen . . .“ den die Arbeiter von Wittenberge in ihren Kämpfen von Lohnsklaven zu Herren ihrer Volkseigenen Betriebe gingen. Das schwere Gepäck: Arbeitslosigkeit, Not, Streik, Generalstreik, Widerstand gegen Bestialität und Kampf gegen Dummheit, Leichtgläubigkeit und Verrat, Gefängnis, Konzentrationslager, Tod vieler Genossen, Krieg und Zerstörung.

Aber am Ende dieses schweren Weges, darüber läßt Holdine Stachel in klarer Parteilichkeit für die Sache des Proletariats keinen Zweifel, steht die Befreiung der Arbeiter und Bauern vom Joch der Ausbeutung und der Aufbau eines neuen, besseren Lebens. Der Weg mündet ein in die große, breite, oftmals noch mit Schlaglöchern versehene Straße des Siegeszuges des Sozialismus.

Die Autorin hat das aus vielen mündlichen Erlebnisberichten alter Genossen der KPD und der SPD, aus Dokumenten aus privater Hand und aus den Archiven der Stadt und der Betriebe zusammengetragene Material einfach deswegen bewältigt, weil, in welchem Kapitel der 170 Seiten wir auch immer blättern, im Mittelpunkt des Geschehens der werktätige Mensch steht. Ganz im Gegensatz zu den bisher über Wittenberge in früheren Jahren veröffentlichten Büchern, Geschichten und Traktaten zeigt sie, wem die Stadt ihr Werden und Wachsen verdankt: den arbeitenden Menschen, den Arbeiterinnen und Arbeitern, Büroangestellten, Technikern und Ingenieuren, den Tausenden, die in den Fabriken wirkten, im Hafen, an der Eisenbahn, auf den Äckern und Höfen. Sie alle haben mit ihrer Kraft, mit der Weisheit, die dem Volke eigen ist, die Stadt zu ihrer heutigen Bedeutung gebracht.

Mit vielen alten Einwohnern hat die Autorin gesprochen, sie hat alte Briefe und Aufzeichnungen gelesen und die Akten im Stadtarchiv durchgesehen, um darstellen zu können, wie die Einwohner der Stadt für das gemeinsame Wohl schafften und wie durch ihre Arbeit auch die Folgen des vom deutschen Faschismus entfachten zweiten Weltkrieges überwunden werden konnten.

So schreibt sie in dem einführenden Kapitel: „Warum also Wittenberge, eine der vielen Städte in der Deutschen Demokratischen Republik, herausheben aus der Zahl der anderen? Es gibt größere, bedeutendere als diese Stadt von etwa zweiunddreißigtausend Einwohnern. Es geht nicht darum, besonderer Größe und unvergleichlichen Taten ein Heldenlied zu singen. Es gilt, mit Ehrfurcht zu erkennen, daß die vielen einzelnen, die sich zum Kampf für ein besseres Leben zusammenschließen, gemeinsam Held und Schöpfer sind, gleich würdig, wo sie kämpfen, zu unterscheiden daran, wie sie es tun.

Auch Wittenberge kann der Geschichte unserer Entwicklung vom kapitalistischen Ausbeuterstaat zum sozialistischen Staat der freiwillig für das eigene Wohl Schaffenden manches Blatt hinzufügen. Die Geschichte der Industriebetriebe in Wittenberge ist, ganz gleich, ob die Kapitalien zu ihrer Gründung einmal amerikanischen, englischen oder deutschen Ursprungs waren, ganz gleich, ob ihre Schlotbarone übers große Wasser kamen oder aus den Schlössern in der grünen deutschen Ebene stammen, die Geschichte all dieser Werke ist ein Teil der Geschichte unserer deut-

schen Arbeiter, ebenso, wie auch die Geschichte des Landes an den weiten Elbufern in Wittenberges Umgebung die Geschichte der deutschen Bauern und Arbeiter ist. Sie haben durch ihrer Hände Arbeit die Maschinenräder zum Surren gebracht und die Werte der industriellen Produktion geschaffen; sie haben den Äckern die Frucht abgerungen. Sie haben geblutet, und viele ihrer Kameraden sind an ihrer Seite gestorben, damit des Volkes werden konnte, was vom Volke erworben wurde.“

Holdine Stachel spricht auch hier eine deutliche Sprache und vertritt klar ihr Anliegen. Während der Weimarer Republik begann sie ihre schriftstellerische Tätigkeit mit dem Schreiben von Kurzgeschichten für die kommunistische Zeitung ihrer Heimat. Nach einigen Frühwerken erschien 1950 ihr Roman „Dem neuen Tag entgegen“, ein Roman über den Neuaufbau unseres Schulwesens. Es gibt aus dieser Zeit und aus der nachfolgenden viele schulpolitische Artikel, Kurzgeschichten und eine Novelle von ihr. „Wenn Bälle fliegen und andere Dinge . . .“, ein Kinderbuch, erschien 1954 von ihr im Kinderbuchverlag.

In der nunmehr vorliegenden Arbeit „Mit schwerem Gepäck auf steinigem Weg“, die im Petermänken-Verlag Schwerin herauskam, setzt die Autorin dem werktätigen Menschen ein Denkmal. Sie schenkt nicht nur den Einwohnern von Wittenberge ihre Aufmerksamkeit. Auch der Kreis Perleberg und angrenzende Gebiete des heutigen Bezirkes Magdeburg werden berührt. Wie die Einwohner die Geschicke meisterten, wie sie arbeiteten und lebten, wie sie nach Irrungen wieder zusammenfanden zum einheitlichen Handeln, das wird in diesem Buch über die jüngste Geschichte der Stadt Wittenberge dargestellt.

Holdine Stachel meistert die Arbeit mit Parteilichkeit und Optimismus, sie weiß um den Sieg der Sache der arbeitenden Menschen. Ihre Arbeit ist ein Beweis, auf welche Weise sich der Schriftsteller auch mit „Tagesfragen“ auseinandersetzen kann und die Gegenwart gestalten hilft. Wenn die Mitglieder des Deutschen Schriftstellerverbandes im Bezirk Schwerin dem Kuratorium zur Verleihung des Fritz-Reuter-Kunstpreises diese Arbeit zur Auszeichnung vorschlugen, so taten sie nicht nur recht, sondern entsprachen den Wünschen vieler Werktätigen.

Ein Ackerbürgerstädtchen wird Industriestadt

Auszug aus dem im Petermänken-Verlag erschienenen Buch

„Mit schwerem Gepäck auf steinigem Weg“

Nicht der feudale Gutsbesitzer von Putlitz hat dem Städtchen Wittenberge, das im Jahre 1800 nicht mehr als achthundert Einwohner beherbergte, zu höherer Entwicklung verholfen. Gegen die feudalen Ansprüche begannen zuerst bürgerliche Interessen, sich, den Stein-Hardenbergschen Reformen entsprechend, durchzusetzen. Die Schifffahrt auf der Elbe mußte 1819 für den Handel freigegeben werden. Wittenberges Arbeiter dienten seit der Zeit dem Warenverkehr zwischen Berlin und Hamburg. Dampfschiffe, später Schleppdampfer mit ganzen Zügen von Kähnen passierten täglich den Hafen in Wittenberge. Zeitweise zählte man hundertzwanzig durchfahrende Kähne an einem Tag.

Es lohnte sich also, in Wittenberge Kapitalien zu investieren und durch Arbeitskräfte, die leicht in die Stadt zu ziehen waren, Profite zu erzielen.

Eine Ölmühle wurde 1823 gegründet. Bis 1928 blieb sie im Besitz der Familie Herz. Dann wandelte sich das Unternehmen zur Märkischen Ölwerke-Aktiengesellschaft, deren Generaldirektor und Hauptaktionär der Amerikaner Luis Roever wurde.

Nachdem 1848 zwischen Berlin und Hamburg auch der Bahnverkehr eröffnet worden war, wurde 1850 in Wittenberge eine große Tuchfabrik errichtet.

Das Bahnnetz dehnte sich aus. Nach Nord und Süd, nach Ost und West legten die Eisenbahnarbeiter Schienenstränge, die wichtige Zentren deutschen Handels und Wirtschaftslebens verbanden. Über Magdeburg, Lüneburg, Perleberg, Salzwedel liefen die neuen Verkehrsadern und führten nach Dresden, Leipzig, Lübeck, Hamburg, Wismar und Berlin.

Siebentausend Einwohner zählte die Stadt im Jahre 1873. Es wurde notwendig, 1875 ein Reichsbahnausbesserungswerk (RAW) einzurichten. Zunächst arbeiteten dort hundert Menschen. Doch sehr schnell mußten die Werkstätten erweitert und neue angeschlossen werden. Die Zahl der Beschäftigten wuchs. Der Notwendigkeit, sich um die eigenen Interessen zu kümmern und die politischen Zusammenhänge des wirtschaftlichen Lebens zu erkennen, konnten sich viele Arbeiter nicht entziehen. Aber mit Hilfe des Bismarckschen Ausnahmegesetzes wütete die Reaktion gegen alle Versuche der Arbeiterschaft, durch gemeinsame politische Aktionen ihr Recht

zu erzwingen und ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Erweiterung der Produktion, vermehrte Anwendung von Maschinen, dadurch verstärkte Ausnutzung der Arbeitskraft des einzelnen, erhöhte Profite ohne entsprechende Lohnerhöhung, Gründung neuer Betriebe, das ist immer das Ziel der Profitjäger. Durch das Steigen des eigenen Reichtums möchten sie den eigenen Arbeitern, die ja nicht blind sind, bessere Tage vorgaukeln, die in Zukunft auch ihnen freundlich winken. Aufseher und Antreiber, die sich zu Helfern dieses Betruges hergeben, in manchen Fällen zunächst sogar, ohne die Tragweite zu erkennen, werden besser bezahlt.

Vor allem boten in Wittenberge die Beschäftigung in der Königlichen Haupteisenbahnwerkstätte und der Dienst bei der Eisenbahn willkommene Gelegenheiten, in den Arbeitern die Auffassung zu wecken und zu nähren, daß spezialisiertem Wissen und Können und differenzierter Arbeit fortan allein ihr Streben zu dienen habe. Es ging nicht mehr allen, die vorher die alten sozialistischen Prinzipien, Arbeitszeitverkürzung, Lohnerhöhung, Koalitionsrecht, Verbesserung der sozialen Zustände, verfochten hatten, allein darum, diese Forderungen ihrer Verwirklichung möglichst schnell näher zu bringen. Gar viele unterlagen den Versuchungen, der Verbesserung ihrer eigenen wirtschaftlichen Lage den Kampf um die Klasseninteressen zu opfern. Zugesicherter Arbeitsplatz und bewilligte Pensionsansprüche bei den als Beamte aus der Arbeiterklasse äußerlich Herausgelösten ließen sie vergessen, daß Versprechungen, Verträge und Garantien kein fester Boden mehr sein können, wenn erst die Garanten stürzen. Verbittert und verständnislos standen einander auch in Wittenberge in vielen Familien Vater und Sohn, Bruder und Schwester gegenüber. Freundschaften und alte Kameradschaft zerschellen, wenn der Arbeiter das Gesetz der geschichtlichen Entwicklung der Gesellschaft zum Sozialismus erkennt und danach handelt, der Beamte aber, wie es sein Staat fordert, königstreu der Erhaltung einer alten Gesellschaftsform dient.

Im Eisenbahnerschützenverein oder im Kriegerverein distanzieren sich viele offensichtlich von der Sozialdemokratie und den Gewerkschaften. Aus anfangs vielleicht lediglich inspirierter Berechnung entwickelte sich bald Stolz auf die privilegierte Stellung.

Schützenuniformen, geschultertes Gewehr, Zylinder, Gehrock und Schärpe wurden vom herrschenden Bürgertum seinem Troß gern bei festlichen Gelegenheiten als Attribute bürgerlicher Würde gewährt, um so offensichtlich wie nur möglich zu trennen, was vereint dem Großbürgertum gefährlich hätte werden müssen.

Noch heute zeugen alte Grabsteine davon, wie es gelang, Standesdünkel zu züchten, um, wenn nicht anders, dann durch Pietät auch noch die Nachkommen an Krone und herrschendes Kapital zu binden. Die erschütterte Nachwelt erfährt, wo der Königliche Haupteisenbahnwerkstättenhelfer XY

seine letzte Ruhestätte gefunden hat, und daß es Gott gefallen hätte, den Königlichen Reservelokomotivführer Z zu sich zu rufen.

An diesem absichtsvoll erzeugten und mehr als ein Jahrhundert immer raffinierter gezüchteten Zwiespalt hat die Arbeiterschaft bis zur Beseitigung aller Klassenprivilegien gelitten und mit den Resten der eingefressenen Anschauungen, die das Begreifen so erschwerten, bis auf den heutigen Tag zu kämpfen.

Die wachsende Bedeutung Wittenberges als Eisenbahnknotenpunkt wirkte ganz offensichtlich auf die Lebensgestaltung vieler Facharbeiter günstig. Gleichzeitig aber forderte das Klasseninteresse von den ehemaligen Kollegen derer, die dieser bevorzugten Schicht angehörten, tiefere Einsicht für den notwendigen verstärkten Kampf ums Brot und ums Recht der Arbeiter in den kleinen Privatbetrieben, vor allem aber in den großen Fabriken der Kapitalisten.

Es gibt eine ganze Anzahl Namen, die noch heute bei den alten Arbeitern in Wittenberge guten Klang haben, weil sie Erinnerungen an Taten wecken, die der damaligen Arbeiterbewegung Ehre machen. In einer Reihe anderer war Genosse August Zander einer, der nicht vergessen werden darf. Sein Leben und das seiner Angehörigen ist ein getreues Abbild des Daseins proletarischer Familien. Die Sorge ums tägliche Brot wurde von Mann und Frau gemeinsam getragen. Vier Kinder streckten die Hände nach Essen aus. Brot allein aber konnte sie nicht fürs Leben kräftigen. Bei achtzehn Mark Wochenverdienst des Hauptnährers — mehr gab es für einen ungelerten Arbeiter nicht im Kleinbetrieb — arbeitete Frau Zander mit. Wo sich nur eine Gelegenheit bot, suchte sie Beschäftigung und half durch Waschen und Verrichten von Hausarbeit in fremder Wirtschaft, um die dringend erforderlichen Geldmittel zu beschaffen, ihre Kinder satt zu machen. Ein Stückchen Land wurde nach Feierabend und sonntags gemeinsam bearbeitet, damit Kartoffeln und Gemüse vom schmalen Lohn nicht auch noch einen Teil beanspruchten. Obgleich das Maß an Arbeit zum Überlaufen voll war, blieb August Zander Zeit und Kraft zum Nachdenken über die Zusammenhänge des täglichen Lebens. Die Widersprüche, auf die er im Betrieb bei Arbeits- und Lohnverteilung stieß, die auch seine Frau in fremden Familien beobachtete, bildeten einen Teil des Gesprächsstoffs und bestätigten, was Zeitungen und Schriften der Sozialdemokraten immer wieder als Zeichen der kapitalistischen Entwicklung ihren Lesern vor Augen führten.

Als er 1900 Mitglied der Sozialdemokratischen Partei und auch der Gewerkschaft wurde, sah er seinen Weg noch nicht klar voraus, wußte nicht, daß ihn nach langjähriger Bewährung seine Freunde und Genossen als einen der ersten Arbeitervertreter zum Stadtverordneten wählen würden. Die ganzen schweren Zeiten hindurch hielten sie eng zusammen, August Zander, Wilhelm Lewenich, Richard Lademann, Fritz Jürgens und ihre

engsten Vertrauten, und bildeten den Kern in der sozialdemokratischen Gruppe. Sie trieben auch weiterhin das politische Leben immer wieder voran, waren führend bei den politischen Auseinandersetzungen und bei der Entwicklung der Arbeiterbewegung in Wittenberge. Sie warben Freunde für die gemeinsame Sache, und in ihren Reihen fanden die Arbeiter auch bei den späteren erbitterten Klassenkämpfen beratende Freunde. Aus ihrer Mitte heraus wuchs die Vorhut des Proletariats.

Jenseits des großen Teiches beobachteten kapitalistisch interessierte Kreise auch die Entwicklung der Elbestadt, und 1903 gründete The Singer Manufacturing Co. General Management aus New York in Wittenberge eine Nähmaschinenfabrik. Ganz gewiß trieb nicht Sorge um die Arbeitsfähigkeit und Rentabilität deutscher Schneiderbetriebe oder hilfsbereite Freundschaft zu deutschen Hausfrauen die amerikanischen Geldleute zur Kapitalausfuhr nach Wittenberge. Um durch ihr amerikanisches Kapital Profite aus Deutschland herauszuholen, kauften sie deutsche Arbeitskraft. Absatz ihrer Produkte in Europa war ihnen sicher. Da die Kaufsummen in Abzahlungsraten geleistet werden konnten, hungerte sich manche Familie das Geld für eine Maschine ab, damit die Hausfrau durch Heimarbeit zum Unterhalt beitragen konnte. Jetzt erschien es auch gar manchem auf dem Lande verlockend, in die Stadt zu ziehen. Verwunderlich war das nicht; denn viel geschickter verstand man dort zunächst, dem Arbeiter zu verbergen, wieviel mehr an Wert er schuf, als er erhielt.

Was aber bei einer Übersiedlung dem Arbeiter verlorenging, weil die Möglichkeit fehlte, durch zusätzliche Arbeit der Frau und der Kinder im Garten und bei Kleinviehhaltung das Leben etwas zu verbessern, das ließ sich erst berechnen, wenn der Tisch in der Stadt noch armseliger bestellt war als in der Dorfkate. Dennoch, der scharfe Kontrast zwischen arm und reich, zwischen gut bezahlter Tätigkeit und schlecht entlohnter Arbeit blieb für viele in unpersönlicher Verschwommenheit mehr geahnt als erkannt. Über die Dividende der Aktionäre wußten die meisten Arbeiter kaum Näheres. Das Leben der Industriellen spielte sich nicht vor ihren Augen ab. Der Abstand zu ihnen war weiter — leerer als der Weg zwischen Insthaus oder Stallkammer und Großbauernhof. Der Schloßpark, zum mindesten die erleuchteten Fenster der Herrenhäuser, die vollen Scheunen und die reich besetzten Viehställe waren jedem Dorfbewohner, wenn nicht durch Augenschein, dann doch durch Erzählungen Bedienter, wohlbekannt. Gar zu kraß ließ der Anblick des Wohllebens die Armen in den Hütten ihre ganze quälende Bedrängnis fühlen.

Der Zug zur Stadt wurde übermächtig.

1905 hatte Wittenberge 18 501 Einwohner,

1909 schon 20 464.

Zwar zogen auch Fachkräfte aus der Fremde zu, die meisten Arbeiter jedoch kamen vom Lande.



Lea Grundig: KZ-Appell

GÜNTER JAAP, PERLEBERG

Max Theiß – ein Arbeiter und ein Kämpfer

Welcher Perleberger kennt ihn nicht, unseren Max Theiß? Durch sein für viele Klassenbrüder stehendes Arbeiterschicksal, durch seine aufrechte Haltung als proletarischer Kämpfer ist er über die Grenzen des Kreises Perleberg hinaus bekanntgeworden. Genosse Theiß ist auch heute noch aktiv im politischen und im Berufsleben tätig. Als Stadtverordneter und als Meister in der RAW-Werkabteilung Perleberg wirkt er für den Sieg des Sozialismus in der Deutschen Demokratischen Republik. Sein schlichtes Leben und sein politisches Wirken sind eng verbunden mit dem Kampf der KPD gegen Ausbeutung und Unterdrückung des werktätigen Volkes und für ein Leben aller schaffenden Menschen in Wohlstand und Frieden. Als Genosse und schließlich als Ortsgruppenleiter der KPD in Perleberg hat er täglich und stündlich seine Kräfte hergegeben.

Am 28. Dezember 1902 geboren, tritt er bereits im Jahre 1919 als junger Mensch der Gewerkschaftsbewegung bei. Nach dem Erlernen eines Handwerks kommt er 1921 auf seiner Wanderschaft ins Ruhrgebiet. Hier lernt er die Not und die scheinbar aussichtslose Lage der Arbeiter so recht kennen. Hier erkennt er auch die Notwendigkeit einer starken Arbeiterpartei als Vortrupp auf dem Wege zur sozialistischen Gesellschaftsordnung. 1923 kehrt er wieder zurück und tritt in Perleberg der KPD bei.

Über das Auftreten der Partei in dieser Zeit, über die politische Aktivität gerade auch des Genossen Theiß und über dessen erste Verurteilung zu drei Monaten Gefängnis wegen sogenannter Zersetzungsarbeit unter der Reichswehr berichteten wir bereits in einem früheren Heft dieser Zeitschrift (Heft 11, 1957, Seite 327). Dort hieß es weiter: „Schwer hatten es die Genossen der Partei in den folgenden Jahren, besonders von 1933 bis 1945. Dafür spricht vor allem das Schicksal des Genossen Theiß. Das aber steht auf einem anderen Blatt . . .“

Aus Anlaß des Tages der Opfer des Faschismus 1958 blättern wir weiter im Lebensbuch des Genossen Max Theiß:

Am Nachmittag des 10. Mai 1933 werden die Mitglieder der SPD und der KPD verhaftet. Sie kommen zunächst ins Amtsgerichtsgefängnis Perleberg und werden dann in einem Sammellager in der Feldstraße (heute MTS) untergebracht. Dieser — nicht nur von den damaligen „Prignitzer Nach-

richten“ als „Perleberger Konzentrationslager“ bezeichnete — Zwangsaufenthalt dient als Sammellager für die Westprignitz. Am 25. Mai 1933 werden hier aus allen Orten des Kreises hauptsächlich Kommunisten eingeliefert. Diese Aktion dauert ungefähr vier Wochen. Dann ist der größte Teil der unerwünschten Mitbürger verhaftet. Am 28. Juni werden Kommunisten und Sozialdemokraten gemeinsam in das KZ Oranienburg geschafft. Das Perleberger Lager wird in dem Zusammenhang wieder aufgelöst.

Erst im August 1934 verkündet der „Volkgerichtshof“ die ersten Urteile. In dem vor dem zweiten Senat verhandelten „Strafverfahren gegen den 31jährigen kommunistischen Ortsgruppenleiter Max Theiß aus Perleberg“ verurteilt das Gericht den Angeklagten wegen fortgesetzter Vorbereitung zum Hochverrat zu 1 Jahr und 9 Monaten Zuchthaus“.

Diese Strafe wird in Brandenburg-Göhrden verbracht. Am 1. Oktober 1935 ist sie abgelaufen. Sofort nach der Entlassung wird Genosse Theiß von der Polizei in Schutzhaft genommen und von der Gestapo nach Potsdam gebracht. Der Grund der erneuten Verhaftung wird ihm nicht mitgeteilt. Nach einem 14tägigen Aufenthalt in Potsdam wird er bis September 1936 im KZ Lichtenburg bei Torgau festgehalten. Von dort kommt er mit einem Arbeitskommando von 300 Mann nach Sachsenhausen zum Aufbau des Konzentrationslagers. Hier muß er bis zum Januar 1938 bleiben. Dann geht es auf 14 Tage zurück zur Gestapo nach Potsdam. Bei der Schlußvernehmung wird ihm „empfohlen“, wieder Verbindung zu bekannten Genossen aufzunehmen. Das lehnt Max Theiß entschieden ab. Ist er ein Spitzel, ein Denunziant? So meldet er sich lieber 18 Monate lang wöchentlich zweimal bei der Polizei. Am 10. Februar 1938 wird er von Potsdam aus nach Hause entlassen.

1. September 1939! Nach der Vergewaltigung des eigenen Volkes beginnt der deutsche Faschismus den Krieg zur Versklavung der Völker Europas. Jahr um Jahr leidet das deutsche Volk, leiden die Völker. Hitlers Überfälle fordern das Leben unserer Väter und Söhne, Männer und Brüder.

Also wird Genosse Theiß als „Bedingt wehrwürdig“ am 10. Februar 1943 zum „Bewährungs-Bataillon 999“ eingezogen. Als Angehöriger dieser Strafeinheit — streng bewacht von SS-Ausbildern und im Laufschriftschwerste und gefahrvollste Arbeiten verrichtend — gerät er bei der Kapitulation im Mai 1945 in englische Kriegsgefangenschaft. Aus dieser wird er endlich am 10. Februar 1947 nach Hause entlassen.

Max Theiß hat für seinen mutigen Kampf um ein besseres Leben der Arbeiterklasse jahrelang schwer gelitten. Wir achten und ehren ihn als einen aufrechten und standhaften Kämpfer für das Ziel der Arbeiterbewegung, des Sozialismus.

Den Sieg des Sozialismus vor Augen, gedenken wir am Tag der Opfer des Faschismus 1958 all der treuen Söhne und Töchter unseres Volkes, die für dieses Ziel durch die Not und in den Tod gegangen sind.



ERICH HALLE, PERLEBERG

Ein bedeutendes Filmwerk

Sehr unterschiedlich wird von den Menschen, je nach ihrer Erziehung, dem Einfluß ihrer Umwelt, ihrem Alter der Begriff „Kommunismus“ aufgenommen. Mit Scheu, oft Ängstlichkeit oder voller Haß, aber nie ohne Interesse werden jene Revolutionäre, die Kommunisten, betrachtet, die eine Festung der kapitalistischen Herrschaft in Rußland vernichteten und ein neues Leben aufzubauen begannen.

Mit großer Eindringlichkeit und realistischer Wiedergabe führt uns der sowjetische Film „Ein Kommunist“ in die schwersten Jahre des Sowjetlandes. Das Volk schüttelt seine Ketten ab und verwirklicht die Theorien von Marx und Lenin. Hunger, Typhus und Bürgerkrieg zerrütten das Land. Es scheint, als hätte die ganze Welt ihre Kanonen auf die junge Sowjetmacht gerichtet. Allen diesen Widerständen zum Trotz wird nach der Idee Lenins der große Plan der Elektrifizierung in Angriff genommen.

Unter der Regie von Juli Raismann, bearbeitet von Drehbuchautor Jewgeni Gawrilowitsch, erleben wir den aufopferungsvollen Kampf für die Sache des Volkes, die schwere Liebe, den Zwiespalt eines der einfachen Kommunisten. Wohl selten hat ein Film so große Klarheit in das Schaffen und Leben der Kommunisten bringen können, als Beispiel für alle Kommunisten, als Erkenntnis für alle Werktätigen. Der Wesenszug der marxistisch-leninistischen Wissenschaft wird in der Verkörperung des Kommunisten

Wassili Godunow offenbar, der selbstlos, voller Kraft und Zuversicht dort die Aufgaben erfüllt, wo die Partei es verlangt.

„Hast Du keine Angst?“, fragt Anjuta, die spätere Frau Godunows, „wenn die Weißen kommen, schlagen sie dich tot, du bist doch Kommunist.“ „Wer den Tod fürchtet, ändert nichts am Leben“, ist seine Antwort. Auch in Anjuta bricht sich das Neue Bahn. Sie verläßt ihre kleinbäuerlichen Verhältnisse und kämpft an der Seite des Mannes, der mehr sieht, ein höheres Ziel hat als die täglichen Nahrungssorgen.

Die Meinung des Regisseurs, seine Gedanken und Beweggründe zu diesem Film: „. . . Es war schon immer mein Traum, ein Werk zu schaffen, dessen Held ein einfacher Kommunist ist, einer von Hunderttausenden . . .“

Dieser Traum hat seine volle Verwirklichung gefunden, dazu können wir den Regisseur und alle Schauspieler beglückwünschen.

ERNST STADTKUS, REHFELD

To früh jeborn

Daet schnarrt un schnurrt
un brummt un surrt,
flücht hen un her un krüz un quer.
Stiegt upp — geht doal —
kreist noch eenmoal.
Burrt in de Luft so leicht ümher,
als wenn daet Fleegen Spöllkroam wär,
un streut den Dünger upp daet Feld. — — —
Oll Krischan staunt: „Watt is't ne Welt? —
Wie sall daet bloß noch wieder goahn? —
Segg Jochen — kannst du daet verstoahn? —
Watt mußten wie uns früher ploagen. —
Hüt — brukt keen Minsch mehr Dünger droagen.
Watt hewen wie uns früher schuft. —
Hüt — streuens den Dünger ut de Luft.“ — — —
Oll Jochen steiht — un kikt — un kikt —
un kratzt sick hinner siene Ohrn.
„Wie sind“ — gnurrt he —
„man achtig Joahr to früh jeborn!“

HEINZ KRUG, PERLEBERG

Mit Freunden an der Ostsee

Ich möchte die Woche der Deutsch-Tschechoslowakischen Freundschaft zum Anlaß nehmen, über einige Erlebnisse zu berichten, die ich als Betreuer einer tschechoslowakischen Touristengruppe hatte.

Die Zusammenarbeit der Staaten der sozialistischen Lagers wurde in den letzten Jahren weiter gefestigt. Durch den Austausch von Touristen- und Wandergruppen wird die Freundschaft zwischen den Völkern weiter vertieft. Den Touristen, die die DDR besuchen, wird Gelegenheit gegeben, Einblick in die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung unserer Republik zu nehmen und sich bei Sport und Spiel zu erholen. Durch Betriebsbesichtigungen, Besuchen von Kulturveranstaltungen, Freundschaftstreffen und im persönlichen Kontakt mit den werktätigen Menschen erhalten sie die Möglichkeit, ihre Kenntnisse zu erweitern und neue Freundschaften zu schließen.

Der Tschechoslowakische Jugendverband, der CSM, gibt seinen Mitgliedern die Möglichkeit, 14 Tage unsere Republik zu besuchen.

Während der Ostseewoche 1958 hatte ich die Aufgabe, eine solche CSM-Wandergruppe zu betreuen. Unsere Reise führte uns von Bad Schandau nach Warnemünde, Graal-Müritz und Greifswald. Bei der Ankunft der Freunde in Bad Schandau gab es auf dem Bahnhof die erste Fühlungnahme. Wir wollten uns schnell kennenlernen; die beste Möglichkeit bot sich schon bei der Zollkontrolle. Ein wenig besorgt fragte der Delegationsleiter: „Dürfen wir unser Pilsener Bier unverzollt einführen? Wir haben nämlich einige Fäßchen mit!“ Es gab erstaunte und fragende Blicke der Genossen der Grenzpolizei und des Zolls, doch die Sorgen der Freunde waren unnötig. Ein Fäßchen wurde geöffnet, und ein Freundschaftsumtrunk knüpfte die ersten Freundschaftsbande. Nun folgten die Fragen Schlag auf Schlag. Wie wird das Wetter, was ist an Wanderungen und Besichtigungen vorgesehen, werden wir täglich baden können, wie ist die Arbeit der Freien Deutschen Jugend und nehmen wir teil an der Ostseewoche? All' diese Fragen prasselten in Tschechisch und Deutsch auf mich hernieder, und oft erschien es mir, als würde ich die vor mir liegenden Aufgaben nicht bewältigen können. Doch alle Schwierigkeiten wurden überbrückt,



Foto: Krug

Kleine Rast vor dem Auge der Fernsehkamera

und schon bei unserer Ankunft in Warnemünde verstanden wir uns ausgezeichnet. Unser Ziel, die Jugendherberge „Erwin Fischer“, wurde nach einem halbstündigen „Gepäckmarsch“ erreicht, und in bester Stimmung die bereitgestellte Mahlzeit eingenommen. Nachdem wir uns eingerichtet hatten, startete unsere erste Exkursion. Der Strand, die Ostsee war unser Ziel. Wenn Ausziehen, Badezeuganziehen als Wettkampf gewertet worden wäre, unsere Freunde hätten den ersten Platz in der Schnelligkeit erreicht. Doch dann kam das Wasser! Es brachte für alle eine Ernüchterung. Nicht, daß es zu kalt war, nein, es war — Salzwasser! Und das kannten die Freunde nicht. Gab es da erstaunte Gesichter. Schnell jedoch hatten sie sich damit abgefunden. Das ausgelassene Treiben wollte kein Ende nehmen, und ich hatte nach Stunden alle Mühe, meine Gruppe aus dem Wasser zu holen.

Eine Stadtbesichtigung schloß sich an, und früh wollten wir schlafen, denn am nächsten Tag standen die Besichtigung der Warnow-Werft in Warnemünde und die Eröffnung der Ostseewoche in Rostock auf dem Programm. Waren die Freunde schon beeindruckt von Strand und See, so war die Besichtigung der Werft für alle ein großes Erlebnis. Wurde da gestaunt über die riesige Schiffbauhalle, die Kabelkrananlage und die sozialen Einrichtungen der Werft; die Besichtigung eines großen 10 000-Tonnen-Frachters, der am Ausrüstungskai lag, war für alle der Höhepunkt der

Werftbesichtigung. Mit vielen Dankesworten und dem Überreichen von Freundschaftsgeschenken verabschiedeten wir uns von den Werktätigen der Werft. Ich war stolz, unseren tschechischen Freunden ein Werk des friedlichen Aufbaus unserer Republik gezeigt zu haben.

„Eröffnung der Ostseewoche 1958 durch den ersten Sekretär des ZK der SED, Gen. Walter Ulbricht, in Rostock“. — Alles, was Beine hatte, war da auf den Straßen. Rostock war ein Fahnenmeer. Überall freudige, erwartungsfrohe Menschen. Musik und Gesang begleiteten uns zur Demonstration. Wir wurden angesteckt, und tschechische Lieder und Rufe vermischten sich mit dänischen, schwedischen, russischen, finnischen und polnischen. Die machtvolle Friedensdemonstration hatte ihren Höhepunkt und Abschluß in der Ansprache des Genossen Walter Ulbricht. Unsere Freunde stimmten begeistert ein in den Ruf: „Die Ostsee muß ein Meer des Friedens werden!“

Die deutsch-sprechenden Freunde mußten viel übersetzen, denn überall waren die ausländischen Gruppen dicht umlagert. Adressen und Abzeichen wurden getauscht, und das Frage- und Antwortspiel wollte kein Ende

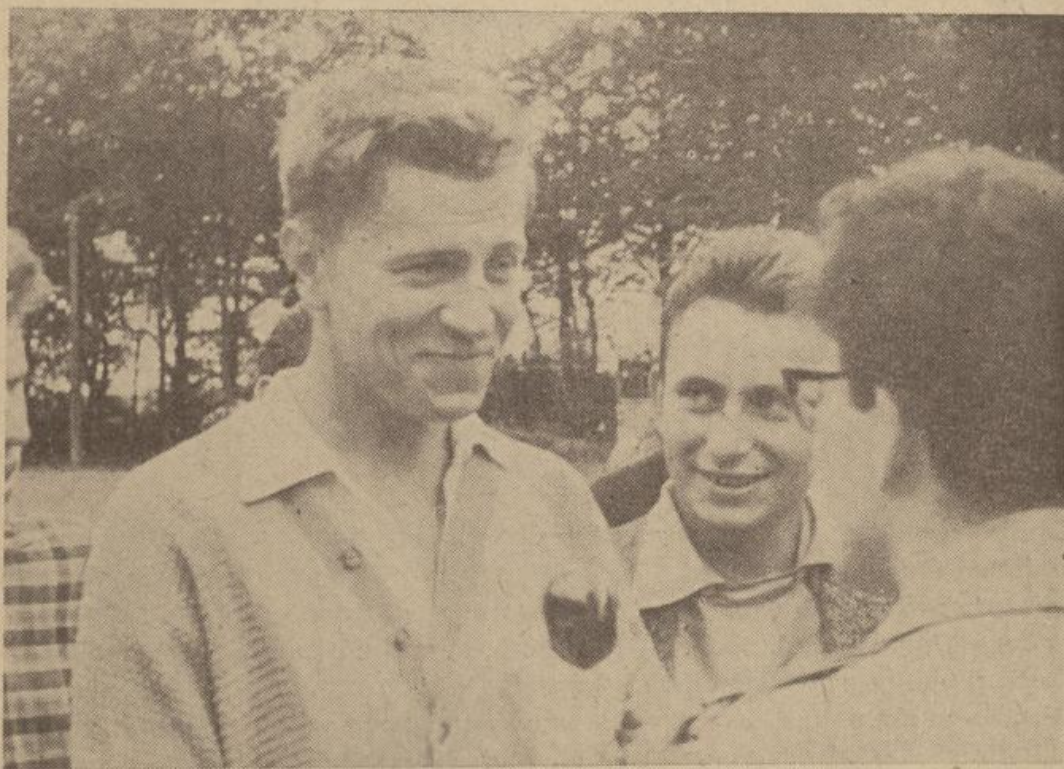


Foto: Krug

Ein Interview des Deutschlandsenders mit dem Leiter einer tschechischen Gruppe

nehmen. Ein Freund unserer Gruppe war besonders dicht umlagert. Ferda, Erzieher in einer Forstfachschule, war der „Witzbold“ der Gruppe. Seine jammernden Rufe: „Mein Kopf ist kein Büro“ und „Hilfe, ich bin kein Lexikon!“, brachte alle zum Lachen. Doch unermüdlich beantwortete er alle an ihn gestellten Fragen.

Viel zu schnell verging der Tag, und noch in den Schlafräumen der Jugendherberge wollte die Diskussion kein Ende nehmen.



Foto: Sellar

Freunde aus Volkspolen im internationalen Zeltlager

Der nächste Tag sollte der „schwärzeste“ unserer Reise werden! Wir unternahmen eine Seefahrt zum Dänischen „Gjedser Feuerschiff“, 8 km vor der dänischen Küste. Die „Undine“, ein schmuckes Schiff, sollte für 5 Stunden unsere Heimat sein. Doch wir waren kaum hinter der Warnemünder Hafenmole, da sahen wir uns alle überrascht an, und auf Befragen eines Matrosen sagte uns dieser, daß wir Windstärke 6—7 hätten. Unsere „Undine“ stampfte und schlingerte, und meterhohe Brecher überspülten das Vorschiff. Jeder suchte einen festen Halt. Erst einzeln, dann in Gruppen wurde „Meergott Neptun“ und den Fischen geopfert. Es gab nur wenige, die nicht seekrank wurden. Das Gjedser Feuerschiff wurde kaum beachtet,

und alle waren froh, nach 5 Stunden wieder festen Boden unter den Füßen zu haben.

In Graal-Müritz, unserem nächsten Reiseziel, erlebten wir u. a. die Eröffnung des Internationalen Zeltlagers und viele schöne kulturelle und sportliche Veranstaltungen. Ein Treffen mit sowjetischen und dänischen Freunden wird unseren tschechischen Gästen bestimmt in schöner Erinnerung bleiben.

Die letzten drei Tage unserer Reise blieben der schönen, alten Stadt Greifswald vorbehalten. Streifzüge durch die Stadt und Besichtigung der Universität standen hier auf der Tagesordnung; den Abschluß hier bildete ein Besuch bei einer Einheit der Deutschen Seepolizei und die Besichtigung eines Küstenschutzbootes.

14 schöne und erlebnisreiche Tage waren zuende; 24 neue Freunde unserer Republik trugen den Gedanken der Freundschaft und der Verbundenheit zum deutschen Volk in ihre Heimat!

HEINZ KRUG, PERLEBERG

Auf nach Schwerin!

Zum II. Heimatfest der Jugend und der Sportler am 13. und 14. September

Groß ist die Zustimmung der Jugendlichen zum Beschluß der Bezirksleitung der FDJ, in diesem Jahr das II. Heimatfest unseres Bezirkes durchzuführen.

Groß war die Begeisterung der Jugendlichen, die am I. Heimatfest der Jugend 1956 in Schwerin teilgenommen haben.

Das II. Heimatfest wird noch schöner werden!

Überall in den Dörfern und Städten unseres Kreises entwickelt sich ein neues, schöneres und zukunftsvolles Leben, entwickelt sich der Sozialismus.

Das große Fest der jungen Genossenschaftsbauern unseres Bezirkes, welches durch unsere FDJ-Organisationen der Großbetriebe vorbereitet und durch die Abteilung Kultur beim Rat des Kreises durchgeführt wird,

wird davon Zeugnis ablegen und das Bündnis zwischen der Landjugend und Arbeiterjugend vertiefen.

Der sozialistische Jugendverband, die Freie Deutsche Jugend, hat nach dem V. Parteitag der SED die Initiative ergriffen. Unter der Losung „Der Sozialismus siegt“ hat die FDJ den Kompaß auf die Marschrichtungszahl 60 eingestellt.

Die FDJler des Kreises Perleberg haben sich große Aufgaben gestellt, die auf der Kreisaktivtagung beraten und beschlossen wurden. Unter anderem werden die Freunde bis 1960 im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes 250 000 Stunden leisten und 1 000 000 Ziegelrohlinge produzieren.

Außerdem werden 4 Rinderoffenställe gebaut und 400 Kälber zusätzlich aufgezogen. Eine Jugend-LPG wird gebildet werden, und 250 Jugendliche werden geworben zum Eintritt in eine LPG.

5000 Jugendfreunde erwerben bis 1960 das Sportabzeichen der DDR. Die Jugendlichen des RAW Wittenberge erarbeiten zusätzlich 80 000,— DM für den Bau des Doppelstock-Gliederzuges „Expresß junger Sozialisten“ und bauen einen Hühnerstall in der LPG Breese. Die FDJler des Nähmaschinenwerkes Wittenberge übernehmen den Bau eines Bootshauses, und die Jugendfreunde des Zellwollewerkes erarbeiten zusätzlich das Geld für eine große Bastmaschine.

Das sind nur einige Verpflichtungen aus der großen Bewegung „Marschzahl 60“.

Die Jugendfreunde unseres Kreises kommen nicht mit leeren Händen nach Schwerin. Auf dem II. Heimatfest werden sie berichten, welche Leistungen sie vollbracht und wie sie ihre Verpflichtungen erfüllt haben.

Der große Festumzug der Jugend wird sinnvoll gestaltet, und unter der Losung „Die Arbeiterjugend hilft mit bei der Festigung des Bündnisses zwischen der Arbeiterklasse und den werktätigen Bauern“ wird sie ein offenes Bekenntnis der Treue gegenüber unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht ablegen und die Stimme verstärkt gegen die drohende Atomkriegspolitik Adenauers erheben.

Die Bevölkerung unseres Kreises wird gebeten, der Jugend bei der Lösung ihrer Aufgaben jede nur mögliche Unterstützung zu geben.

Vorwärts zum II. Heimatfest der Jugend und Sportler unseres Bezirkes!

ISOLDE WAAG. PARCHIM

Kleine Plauderei über den Spielplan 1958/59 des Landestheaters Parchim

Wie in den vergangenen Jahren wollen wir auch diesmal zu Beginn unserer neuen Spielzeit Ihnen die Werke bekanntgeben, die wir Ihnen im Laufe des Spieljahres bieten werden.

Sie wissen sicher, daß es für ein Theater wie das unsere, das mit den verschiedenartigsten und oft primitiven Bühnenverhältnissen und technischen Bedingungen rechnen muß, recht schwierig ist, einen Spielplan aufzustellen, der sowohl den differenzierten Wünschen und Geschmacksrichtungen unserer Besucher gerecht wird, aber vor allem auch ein bestimmtes Gesicht zeigt, eine gewisse fortlaufende Linie, die die Absicht unseres Theaters deutlich macht. Der Spielplan ist ja bekanntlich der Ausweis des Theaters. An ihm zeigt es sich, ob das Theater das Recht für sich in Anspruch nehmen kann, sich als ein wichtiges Glied in der Gesellschaft zu fühlen, ob es eine für die Gesellschaft nützliche Arbeit leistet. Diese Aufgabe wird bei unserem Theater noch bedeutungsvoller, wenn man bedenkt, daß es in großen Teilen unseres Spielgebietes nahezu die einzige Institution ist, die fortlaufend in geregelten Abständen den werktätigen Menschen künstlerische Genüsse vermittelt, sie mit den großen humanistischen Gedanken der Vergangenheit und der Gegenwart bekannt und vertraut macht und damit auch eine große Erziehungsarbeit leistet.

In die neue Spielzeit übernehmen wir im Schauspiel die Dramatisierung des Tagebuches der Anne Frank, ein Stück, das nicht nur in unserer Republik, sondern in aller Welt mittlerweile Zehntausende von Aufführungen erlebte und überall in den Zuschauern durch die Darstellung des Schicksals der Anne Frank und ihrer Familie während des zweiten Weltkrieges den Humanitätsgedanken weckte. Viel hat gerade dieses Stück dazu beigetragen, die Menschen zum Kampf gegen Faschismus und Krieg zu rufen, ein Anliegen, das wir nicht beharrlich und laut genug vertreten können.

Dem gleichen Ziel dient die Inszenierung von Leon Kruczkowskis „Die Sonnenbrucks“. Dieses Werk des polnischen Autors erlebte in den vergangenen Jahren in unserer Republik zahlreiche Aufführungen und wurde überall mit Begeisterung und nachdenklichem Ernst aufgenommen, zeigt es doch die Haltung einer deutschen bürgerlichen Familie während der Zeit des Faschismus. Der Gelehrte Professor Sonnenbruck erkennt durch seine ehrliche bürgerlich-humanistische Lebenseinstellung, auf welcher Seite der Welt diese Haltung die gesellschaftliche Sicherung durch den Staat erhielt und zieht daraus für sich die Konsequenzen. Daß dieses — künstlerisch und politisch — wertvolle Werk kurz nach dem 2. Weltkrieg von einem Polen geschrieben wurde, beweist uns wiederum, mit welchem Vertrauen die Menschen unserer Nachbarländer auf uns schauen. Sie sind sicher, daß wir Deutschen unsere wahre historische Aufgabe gefunden haben, indem wir mit ihnen gemeinsam auf Wacht stehen gegen einen neuen Faschismus in Westdeutschland und anderen kapitalistischen Ländern. —

Wir sind erfreut darüber, daß wir Ihnen in der kommenden Spielzeit zum erstenmal ein Werk des großen englischen Dramatikers William Shakespeare bringen können. Von seinen zahlreichen Werken wählten wir die Komödie „Was Ihr wollt“ aus.

Vor einigen Jahren sahen Sie von unserem Theater Gerhard Hauptmanns „Biberpelz“. In dieser Spielzeit nun werden Sie die Tragödie „Rose Bernd“ kennenlernen, ein Stück, das den Namen seines Schöpfers Gerhart Hauptmann auf lange Zeit unvergessen machen wird. Die Tragödie des Mädchens Rose Bernd steht für viele andere, unbekannte, die die vergangenen Gesellschaftsordnungen anrichteten. Rose Bernd wird uneheliche Mutter eines Kindes und glaubt sich vor den Nachstellungen der unvernünftigen, mit Vorurteilen beladenen Menschen nur zu retten, indem sie ihr Kind umbringt. Ein ähnliches Problem — die Haltung einer Gesellschaft zu einer unverheirateten Mutter gestaltet Gerhard Fabian in seinem Schauspiel „Marie Hedder“. Die Gegenwart wird darin untersucht. Wie stehen wir, denen doch der tätige Humanismus Grundlage des Lebens ist, einer solchen Frau gegenüber? Fabian zeigt in seinem Schauspiel, daß Vorurteile in vielen Menschen noch tief verwurzelt sind, daß viele noch nicht geneigt sind, einmal gestrauchelten und nun hilflosen Menschen die Hand entgegenzustrecken und ihnen das Selbstvertrauen wiederzugeben. Zugleich zeigt Gerhard Fabian aber, daß diese Menschen entgegen unseren gesellschaftlichen Prinzipien handeln, daß sie im Begriff sind, unmenschlich zu handeln. Dieses wird am Beispiel der Verhaltensweise der LPG-Bauern zu

der Mutter zweier unehelicher Kinder, Marie Hedder, dargestellt. Das Schauspiel erlebte im Frühjahr dieses Jahres seine erfolgreiche Uraufführung in Greifswald und ist in den Spielplänen vieler Theater für die neue Spielzeit zu finden.

Um die Verhaltensweise entsprechend oder gegen unsere neue gesellschaftliche Ordnung geht es auch in dem Lehrstück „Die Feststellung“ von Helmut Baierl. Wir zeigen dieses Stück außerhalb des Spielplanes, da es ganz besonders für kurze improvisierte Abende in einer LPG oder einer MTS geeignet ist, und wir die Absicht haben, wenigstens mit einem Stück direkt in den Orten zu spielen, die in unserem Spielgebiet die Zentren unseres neuen sozialistischen Lebens sind. Das Stück behandelt die Auseinandersetzung zwischen einem LPG-Vorsitzenden — einem ehemaligen Arbeiter —, den LPG-Bauern und einem Einzelbauern, der nach dem Westen flüchtete, jetzt jedoch zurückkehrte. Es wird nach der richtigen oder falschen Verhaltensweise der Einzelnen gefragt, indem sie in Szenen vorgespielt werden. Auch dieses Stück, das von der Methode Brechts bei der Untersuchung der Frage nach dem Recht ausgeht, erlebte erst vor kurzem seine Uraufführung (in Berlin an der Volksbühne) und wurde seitdem schon von vielen Bühnen und Kleinensembles erfolgreich aufgeführt.

Vor einigen Spielzeiten sahen Sie in unserem Theater Molières „Eingebildeten Kranken“. In der neuen Spielzeit bringen wir Ihnen „Tartuffe“, ein weiteres Werk dieses großen französischen Komödiendichters. Mit „Tartuffe“ greift Moliere den Heuchler an, der unter der Maske eines Frommen, mit der er bei wirklich ehrlich Glaubenden Eindruck und Einfluß gewinnt, nur die Gier nach Besitz und Macht verbirgt, und die ihm verfallene Familie Orgon aus deren Besitz vertreiben will. Moliere schrieb dieses Werk vor ungefähr 200 Jahren, aber noch heute sind die Heuchler und Frömmeler aller Schattierungen als der Typ des Tartuffe in aller Welt bekannt.

Noch ein weiteres interessantes Schauspiel steht auf unserem Spielplan — „Die Kleinbürger“ von Maxim Gorki. Mit diesem Werk setzen wir die Vorstellungssreihe der letzten Jahre fort, die unser Publikum mit den großen Werken der russischen und sowjetischen Klassik bekanntmachen soll. „Die Kleinbürger“ nehmen in der Entwicklung der russischen Dramatik eine ganz besondere Stellung ein. Während sich alle russischen Dramatiker der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der Darstellung der typisch kleinbürgerlichen Schichten als der am meisten verbreiteten und stagnierenden Schicht beschäftigten, sie mit Zorn, Ironie und z. T. auch Resignation als etwas Feststehendes, Gegebenes darstellten, macht Gorki einen großen

Schritt darüber hinaus. Er führte gerade in den „Kleinbürgern“ zum erstenmal eine neue Kraft in die russische Dramatik ein — den Arbeiter, der — frei von ökonomischen Bindungen und Rücksichten, frei von persönlichem Besitz — sich auf seine eigene Kraft besinnt. In diesem — zu den frühen Werken Gorkis zählenden — Schauspiel tritt das Proletariat noch nicht als organisierte Kraft auf, und doch ist in dem Arbeiter Nil schon die unbelastete Stärke und der Optimismus dessen zu spüren, der die Ketten dieser lebensstörenden, muffigen Kleinbürgeratmosphäre durchbrechen wird und sich auf den Weg in eine freie lichte Zukunft macht.

Auch im Opernspielplan haben wir einen Schritt nach vorn getan. Wir bringen Ihnen drei interessante Werke, die unser Publikum weiter in das Opernschaffen einführen werden und den Weg für spätere große Opern bahnen helfen.

Wir übernehmen aus der alten Spielzeit die komische Oper „Don Pasquale“ von Gaetano Donizetti. Damit lernt unser Publikum ein Stück italienische Operngeschichte kennen. Die italienische Oper hat bekanntlich auf das internationale Opernschaffen einen sehr großen Einfluß ausgeübt. Der 1843 entstandene „Don Pasquale“ — auf dem Höhepunkt von Donizettis Laufbahn geschaffen — wurde erst vor einigen Jahren für die Aufführungen wieder entdeckt.

Unser Publikum wird sicher bemerkt haben, daß wir in der vergangenen Spielzeit „Die Hochzeit des Figaro“ von Wolfgang Amadeus Mozart ankündigten, jedoch das Werk nicht aufführten. Dies mußte leider aus betriebsnotwendigen Gründen geschehen; damit unser Publikum aber nicht auf dieses bekannte und beliebte Werk verzichten muß, wird dies eine der Inszenierungen der neuen Spielzeit sein. An dieser Stelle müssen wir darauf hinweisen, daß wir immer sehr darauf geachtet haben, den einmal angekündigten Spielplan auch einzuhalten, jedoch hängt unsere Arbeit von so vielen Voraussetzungen, Möglichkeiten und auch über das Theater hinausreichenden Umständen ab, daß eine wohlerwogene Umstellung des Spielplanes schon einmal geschehen kann. Wir glauben aber, daß unser Publikum, das ja durch Jahre unsere bestimmt nicht leichte Arbeit kennt und schätzt, verstehen wird, daß eventuelle Umstellungen im Spielplan von uns mit aller Verantwortlichkeit vorgenommen werden.

Als letzte Operninszenierung der neuen Spielzeit haben wir „Madame Butterfly“ von Giacomo Puccini vorgesehen. Sicher wird auch diese Ankündigung von den Opernfreunden mit großer Freude aufgenommen werden, zählt doch das Opernschaffen Puccinis zum festen Bestandteil der Opernspielpläne in aller Welt.

Auf dem Gebiet der leichten Muse bringen wir Ihnen die Operette „Don Cesar“ von Dellinger — oder aber, da wir von Verträgen mit Verlagen abhängig sind, eine andere beschwingte Operette. Auf diesem Gebiet des Musikschaflens sind ja in letzter Zeit einige heitere Kinder geboren worden.

Das erste musikalische Lustspiel der neuen Spielzeit wird „Meine Frau ist keine Frau für mich“ von Holger Eckert und Carl Erö sein. Das Objekt, um das sich hier alles dreht, ist ein bei seinen Patientinnen sehr beliebter und von ihnen beehrter Frauenarzt, der bei allen seinen Verehrerinnen das „Glück“ finden könnte, doch am eigentlichen Glück in seiner Ehe beinahe vorbeigelaufen wäre. Natürlich geht am Schluß alles gut aus, ebenso wie das Bedingung auch für das zweite musikalische Lustspiel der neuen Spielzeit ist, das wir Ihnen vom Titel her aber noch vorenthalten. Denn da gerade jetzt im Angebot „musikalische Lustspiele“ Trumpf zu sein scheinen, haben wir noch die Qual der Wahl, und wir möchten Ihnen ja ein ganz besonders amüsantes und — natürlich — nicht verstaubtes Werk anbieten.

Für unser Abendpublikum der Zukunft, unsere Kinder, werden wir auch im kommenden Spielabschnitt wieder ein Märchen bringen. Wir haben dabei an das vielgewünschte „Tapfere Schneiderlein“ gedacht.

Sicher werden Sie bei der Betrachtung des angebotenen Spielplanes auf einige Werke gestoßen sein, auf die Sie sich schon ganz besonders freuen, andere werden Ihnen noch völlig unbekannt sein. Sie auch mit diesen Werken bekannt und vertraut zu machen, ist unser ganz besonderer Wunsch. Wir freuen uns sehr, wenn wir unsere „alten“ Besucher auch weiterhin als unsere Gäste begrüßen können. Wir freuen uns aber auch, wenn wir viele, die bisher noch beiseite standen, durch unseren neuen Spielplan und unsere künstlerischen Leistungen künftig als neue ständige Gäste begrüßen können.

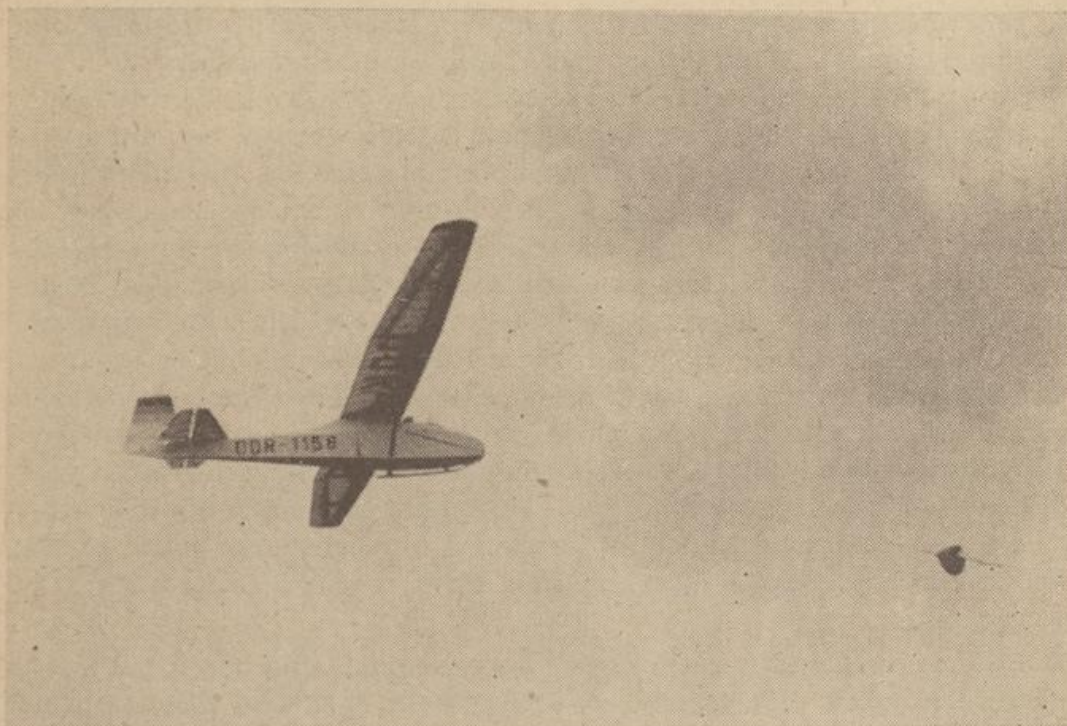
Vom Segelflug im Kreise Kyritz

Als im Jahre 1952 die „Gesellschaft für Sport und Technik“ gegründet worden war, bot sich auch für uns im Kreis Kyritz die Möglichkeit, mit dem Flugsport zu beginnen. Es fanden sich auch bald einige junge Menschen, die gewillt waren, die Voraussetzungen dafür zu schaffen. Dicht bei Heinrichsfelde fand sich ein passender Ödlandstreifen, der auch schon früher als Notlandeplatz für Flugzeuge gedient hatte. Damals bezeichneten wir diesen schon kurzerhand als „unseren Flugplatz“, obgleich er wenig Ähnlichkeit damit hatte. Junge Birken und Kiefern, die sich von selbst angesät hatten, wiegten sich lustig im Winde. Kein Flugzeug hätte es wagen dürfen, hier zu landen, ohne einen tüchtigen Überschlag zu riskieren.

In beschaulicher Ruhe hatte dieses Fleckchen Erde bisher dagelegen, nur ab und zu unterbrochen von dem Knarren und Poltern eines Ackerwagens, der sich seinen Weg zum Feld auf diese Weise abkürzte. Lustige Stimmen unterbrachen eines Sonntagmorgens die Stille. Eine Schar junger Burschen erschien auf dem Platz. Jeder hatte entweder ein Beil oder einen Spaten mitgebracht. In langer Reihe ging es jetzt dem Unkraut zu Leibe. Man hätte sie dabei hören müssen. Ihrem Reden nach schienen es schon alles erfahrene Segelflieger zu sein, dabei hatte noch keiner von ihnen überhaupt ein Segelflugzeug gesehen. Langsam, sehr langsam ging die Arbeit vorstatten. Es war kaum ein Fortschritt zu sehen. Sie ließen aber nicht locker. Sonntag für Sonntag opferten die jungen „Flieger“, und dann war es geschafft: eben wie ein Teller breitete sich eine hindernisfreie Fläche von fast 1000 m Länge und 200 m Breite vor ihren Augen aus. Jetzt hatten sie bewiesen, daß Eigenschaften wie Zielstrebigkeit, Energie und Ausdauer in ihnen steckten, Eigenschaften, die von einem zukünftigen Segelflieger verlangt werden müssen. Sie eiferten hier einem der großen deutschen Pioniere der Luftfahrt nach, Otto Lilienthal, der schon vor der Jahrhundertwende allen Widerständen zum Trotz, oftmals verlacht und verspottet, seine ersten Flugversuche machte. Ihm zu Ehren nannten sie ihr Werk: Segelflug-Übungsgelände „Otto Lilienthal“.

So mancher Leser wird nun denken: der Platz war glatt, nun konnte das Fliegen losgehen. Weit gefehlt, der Winter kam. Die Segelflieger setzten sich nicht hinter den Ofen. Es galt, eine Behausung für ihre künftigen Lieblinge, die stoffbespannten Vögel, zu bauen. Ein alter Schweinestall in Heinrichsfelde mußte dazu herhalten. Die LPG hatte ihn zur Verfügung gestellt. Woher sollte aber das Material zum Ausbau genommen werden?

Hier war es der Kamerad Horst Wildebrand aus Kyritz, der in nie ermüdendem Eifer seine ganze Persönlichkeit einsetzte und Schwierigkeiten überwand, die sich oft bergehoch auftürmten. Heute ist er der Flugleiter der Kyritzer Segelflieger. Schon so mancher ehemalige Fliegersäugling, der heute die raffiniertesten Maschinen fliegt, ist durch ihn so nach und nach der Erde entwöhnt worden.



Grunau Baby IIb im Start

Aus dem Schweinestall war nun auch so langsam eine „Flugzeughalle“ geworden. Damit das auch jeder Mensch merkte, mußte natürlich ein entsprechendes Schild angebracht werden. Was nützten aber den Segelfliegern ein guter Flugplatz und eine Flugzeughalle, wenn sie nicht das Wissen hatten, wie mit einem leichtgebauten Segelflugzeug umzugehen ist? Einige ältere Kameraden vermittelten ihre Kenntnisse den jüngeren. So mancher Abend mußte geopfert werden. Es wurden Lektionen gehalten über Aerodynamik, Flugzeugkunde, Flugbetriebsordnung, Wetterkunde und Instrumentenkunde. Nicht nur körperlich, sondern auch geistig muß der angehende Segelflieger „in Ordnung“ sein. Ohne die Wissenschaften geht es eben auch hier nicht.

Fortsetzung folgt

Saat des Sturmes

Ein Heimatspiel in 10 Bildern von Will Anders

Ort der Handlung: Kyritz

Fortsetzung

In der französischen bürgerlichen Revolution stürzte das französische Bürgertum die feudale Staatsgewalt, den Absolutismus. Frankreich erhielt eine Verfassung, es wurde Republik. Fortschrittliche Bürger in den deutschen Ländern, die von autoritären Monarchen regiert wurden, erkannten und begrüßten die sich in Frankreich entwickelnde neue Gesellschaftsordnung und bewunderten den General der Revolution, Napoleon Bonaparte, als einen der größten Feldherren aller Zeiten. Der Verfasser versucht, den Bürgermeister und Justizdirektor Schrader als einen solchen, dem Neuen zugewandten Mann zu zeichnen. Trotz der, durch seine kleinstädtische Position bedingten Beschränktheit seines Blickfeldes erkennt er als Jurist, daß der „Code Napoleon“, das in Frankreich und in den Rheinbundstaaten eingeführte Gesetzbuch, weit über dem veralteten, stockreaktionären „Preußischen Landrecht“ steht. Was ihm jedoch als Vertreter des bewunderten Frankreich gegenübertritt, ist die brutale Soldateska des inzwischen zum Kaiser gekrönten Napoleon, der längst im Dienste des französischen, kapitalkräftigen Großbürgertums zum Eroberer und Unterdrücker geworden ist.

Die Bürger von Kyritz, patriotischer als ihr König, sind bereit, jeden, der diesen Eroberern entgegentritt, zu unterstützen. Was dem Manne auf der Straße als ein gegen Napoleon kämpfender preußischer Held erscheint, der Husarenwachtmeister Fischer, offenbart sich dem Bürgermeister als ein sinnlos handelnder Kasernenhofgewaltiger des geschlagenen preußischen Feudalheeres.

Schrader ahnt, daß die willkürlichen Handlungen Fischers der Stadt Schaden bringen können. Er versucht, die unsinnige Wegnahme des Geldes abzuwenden, aber nichts geht ein in den Kopf eines Söldners, dem eingedrillt wurde, das Denken den Pferden und den Offizieren zu überlassen. Schrader weiß aber auch in dieser Uniform das Herz zu finden: „Fischer, Sie sind doch Havelberger. Jetzt denken Sie doch mal als Prignitzer“, sagt er. Das trifft. Fischer gibt 410 Taler zurück, und man fühlt, er wird auch den Rest des Geldes noch herausrücken. Da erscheint Cervus, überheblich und unverschämt. Sofort besinnt sich Fischer seiner Macht. Die Borniertheit des „Civilisten“ übertrumpft er mit der Grobheit des Kommissstiefels.

Es ist das Anliegen des Verfassers, für die historischen Tatsachen logische Begründungen zu finden und zu zeigen, daß es, wenn Militaristen nicht

gezügelt werden — Cervus steht, obgleich in Civil, für den Militarismus Napoleons — Krieg und Vernichtung gibt, im Kleinen wie im Großen. Der Inhalt der Dokumente wird in der folgenden Szene wörtlich wiedergegeben.

5. BILD

Arbeitszimmer des Kämmerers Schulze im Rathaus. Schulze sitzt am Tisch, daneben steht Kersten, vor dem Tisch der Wachtmeister Fischer. An der Wand sitzen die Bürger Miesner und Meyer, an der Tür stehen die Husaren Dau und Schickerling. Die Szene spielt am 31. 3. 1807 um 23 Uhr.

- Schulze: Wenn Sie sich schon nicht dazu verstehen können, die Effekten und vor allem das Geld hierzulassen, dann muß ich Sie bitten, uns eine ordentliche Quittung über das Beschlagnahme zu geben.
- Fischer: *(ironisch)* Eine Quittung ist immer ein gutes Ding.
- Schulze: Das wären also 190 Stück Collets und Chemisets, sowie Tressen, die Sie bei dem Regimentsschneider Metke beschlagnahm haben. Herrn Cervus haben Sie abgenommen: 1 Beutel 500 Taler Courant, 1 Beutel 200 Taler Courant, 3 dito 100 Taler, sind 300 Taler, 2 dito 200 Taler sind 400 Taler Münze, 1 dito Taler Münze, in summa 1500 Taler.
- Fischer: *(vergnügt)* Mehr hatte er leider nicht, der Musje.
- Schulze: An Waffen haben Sie den Gendarmen 4 Pistolen, 2 Karabiner und einen Degen abgenommen.
- Fischer: *(mit komischem Bedauern)* Eine Kanone hatte die ehrenwerte Gendarmerie leider nicht. *(Die Husaren lachen über jedes Wort ihres Wachtmeisters)*
- Kersten: Schneider Metke fürchtet, daß ihn das Regiment von Beeren für die Uniformen regreßpflichtig machen wird.
- Fischer: So schreiben Sie, daß das tapfere Schneiderlein unserer bewaffneten Mannschaft nicht widerstehen konnte.
- Kersten: Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.
- Fischer: *(plötzlich ernst)* Es ist nicht Ihr Schaden, meine Herren.
- Schulze: Und wenn es unser Schaden wäre, würden Sie auch nicht darnach fragen.
- Fischer: Das ist auch nicht die Sache eines Soldaten.
- Schulze: *(enttäuscht, ärgerlich)* So schreiben wir also: Der Wachtmeister des von Blücherschen Regiments . . .
- Fischer: . . . des hochlöblichen von Blücherschen Regiments . . .
- Schulze: . . . des hochlöblichen von Blücherschen Regiments, wie konnte ich das vergessen . . .

- Schrader: *(kommt eilig herein)* Lieber Schulze, wie weit sind Sie?
- Schulze: Der Herr Wachtmeister ist leider nicht bereit, das beschlagnahmte Geld zurück zu geben, aber er gibt Quittung über alles, was er genommen hat.
- Schrader: Ich bitte Sie, Wachtmeister, geben Sie dem Cervus die 1500 Taler zurück.
- Fischer: Ich habe Ordre, sie dem Major von Schill zu bringen.
- Schrader: Das ist nicht wahr, Sie haben uns nur eine Ordre für die Beschlagnahme der Waffen vorgelegt.
- Fischer: Der Kommandeur hat Ordre gegeben, alles zu nehmen, was französisch ist.
- Schrader: Ihr Soldaten habt immer einen hinter euch, der euch Ordres gibt. Was Sie hier exerzieren, das ist Faustrecht, nichts anderes. Die Zeiten der Quitzows sind vorbei, meine ich.
- Fischer: Ich habe Ordre zu parieren, sonst nichts, ich bin Soldat.
- Schrader: *(bitter)* Ja, und der Exerzierplatz ist eure Welt, und der Kugelbaum an seinem Ende ist euch Richtpunkt, und was der jüngste Leutnant sagt, ist Gesetz — — und Vernunft und Menschlichkeit werden im Paradeschritt niederge trampelt.
- Fischer: *(scharf)* Sie reden wie ein Jacobiner, nicht wie ein preußischer Bürgermeister. In Berlin scharmuzieren sie auch um den Napoleon und seine Kreaturen herum. Ein Wunder, daß sie noch keine Guillotine aufgestellt haben im Lustgarten, um die Fürsten zu köpfen, wie die Französer es gemacht haben — — damals.
- Schrader: Wir Preußen köpfen keinen König, und wir Kyritzer sind nicht die Pariser, aber das sage ich Ihnen, wenn der König sein Land wiedergewinnen will, dann muß es anders werden in Preußen. Daß er in Paretz ein idyllisches Familienleben zu führen beliebte, war zwar moralischer als das, was andere Fürsten trieben, die vor Weibergeschichten das Regieren vergaßen, aber ein Wunder war's nicht, daß ihn ein Kerl wie der Korse bis nach Memel trieb. Wenn er dem sein Preußen wieder abringen will, dann sollte er aufrechten und fähigen Männern, wie dem Reichsfreiherrn vom Stein nicht den Laufpaß geben. Das will ich ihm einmal sagen: Die Zeiten sind vorbei, da ihr Unteroffiziers die Kerls mit der Fuchtel ins Feuer getrieben habt. Man soll dem Volke Rechte geben, dann wird es auch für seine Rechte kämpfen und für seine Freiheit.
- Fischer: . . . und dazu braucht die preußische Armee auch die 1500 Taler von Mosje Cervus.
- Schrader: Mann, Fischer, begreifen Sie das doch. Sie sind doch Havelberger, wie ich hörte, und ihre Männer sind aus Wusterhausen und Lenzen und Babe und Teetz. Jetzt denkt doch mal als Prignitzer! Hättet ihr den Cervus irgendwo auf der

Chaussee aufgebracht, dann hätte er euch und seinem Gelde lange nachgucken können. So aber bringt ihr doch nur unsere Stadt in Ungelegenheiten. Was ihr dem Cervus wegnehmet, das werden wir ihm ersetzen müssen, wenns noch dabei bleibet.

Fischer! In der Raubritterzeit hat es einen Städtebund gegeben in der Prignitz, müssen wir nicht heute, wo ein viel stärkerer als der Bassewitz uns bedräuert, erst recht zusammenhalten?

Fischer: *(schweigt)*

Kersten: Der Herr Wachtmeister hat sicherlich nicht daran gedacht, daß für das Geld bereits Käufe getätigt wurden. Der Verlust würde zuvörderst mich treffen. Herr Cervus wird mir nicht zahlen, wenn man ihm in meinem Hause sein Geld wegnimmt.

Fischer: Wieviel haben Sie zu fordern?

Kersten: Ich persönlich 50 Taler für Stroh, der Amtmann Rogge 150 Taler für drei Ochsen und der Schulze Funk aus Teetz hat 210 Taler für Stroh zu fordern.

Fischer: *(langsam)* Sie sollen nicht sagen, daß ein Prignitzer in der Prignitz die Leute zu Schaden gebracht hat. *(zu Schulze)* Schreiben Sie auf, daß ich diese Beträge zurückgebe. *(zu Dau)* Gib 410 Taler raus! *(Dau geht an den Tisch, zählt das Geld auf und gibt Fischer einen Beutel mit dem Rest von 90 Talern)*

Kersten: Ich danke Ihnen.

Schrader: Na, das ist doch schon eine kleine Avance. Nun seien Sie vernünftig, Landsmann, geben Sie dem Cervus auch die restlichen 90 Taler wieder.

Cervus: *(stürmt herein)* Herr Bürgermeister, ich verlange, daß Sie diesem Manne Ordre geben, mein Geld zu retournieren. Auf Heller und Pfennig verlange ich mein Geld!

Schrader: Ich kann den Wachtmeister nur darum bitten.

Fischer: Das Geld der französischen Armee ist von der preußischen beschlagnahmt.

Cervus: Der Krieg ist beendet.

Fischer: Aber nicht für das Regiment von Schill und nicht für das Regiment von Blücher. Für uns ist der Krieg erst zu Ende, wenn der letzte Franzose aus Preußen verjagt ist, und die Herren Parteigänger der Franzosen sollten gleich mit üben Rhein gehen.

Cervus: Das Geld gehört mir. Mir persönlich. Es ist mein Vermögen. Sie haben mich bestohlen, impertinent bestohlen. Ich bin ruiniert.

Fischer: Na, Bomben und Granaten, Sie haben doch selber gesagt, es gehört Napoleon.

- Cervus: Das habe ich nicht gesagt, das ist gelogen!
- Schrader: Herr Cervus, das haben Sie aber wirklich gesagt. Sie sagten doch, daß Sie für die französische Armee einkaufen.
- Cervus: *(immer erregter)* Das sind Lügen. Wer hat solche Lügen aufgebracht? Ich kaufe für den Magistrat von Berlin auf eigene Rechnung! *(Fischer und die Soldaten lachen schallend)*
- Schrader: Herr Cervus, solche Worte muß ich mir verbitten. Sie haben hier in diesem Comptoir vor Zeugen gesagt, wenn man Ihnen das Geld wegnähme, wäre das ohne Bedeutung, Ihr Comptoir hätte Geld genug.
- Cervus: Ich verstehe, o, ich verstehe sehr gut. Sie sind alle verschworen gegen den Kaiser und seine Armee. Alle! Alle! *(ironisch)* Mein Comptoir hat Geld genug, also darf dieser Brigant, dieser Straßenräuber, mir mein ganzes Vermögen wegnehmen.
- Fischer: Ich will ihm was sagen, Mosje. Vielleicht hätte ich ihm das Geld doch wieder gegeben, wegen der Kyritzer, denen ich keinen Ärger machen will, aber weil er so infam lügt und verleumdet, kriegt er keinen Dreier.
- Cervus: Ich werde in Kyritz bleiben. Auf Kosten der Stadt! Bis ich alles wieder habe, werde ich bleiben, alles!
- Fischer: Nein, Sie fahren ab! Mit Extrapost! Hier sind 90 Taler, *(wirft den Beutel auf den Tisch)* die will Ihnen der Wachtmeister Fischer vom hochlöblichen Regiment von Blücher geschenkt haben. Herr Kämmerer, schreiben Sie das hinein ins Protokoll und dann lesen Sie's vor.
- Cervus: *(in ohnmächtiger Wut)* O, daß ich nicht ein Pistol habe, ich würde . . .
- Fischer: *(lacht schallend, die Soldaten desgleichen)* Dann würde er mich fordern, auf 60 Schritt im Dustern. Fahre er man nach Berlin, Mosje, und bestelle er seinem „Amperör“, er soll dem Wachtmeister Fischer mal alleine begegnen!
- Schulze: Ich lese vor: „Verhandelt, Kyritz, den 31. März 1807, 12 Uhr nachts. A. Der Wachtmeister des hochlöblichen von Blücher'schen Regiments, Johann Fischer, welcher sich als solcher durch die Ordre des Major von Schill d. d. Greifenberg, d. 16. v. M. legitimieret, erklärt, daß er gewaltsamerweise mit seiner bewaffneten Mannschaft dem angeblichen Lieferanten Cervus aus Berlin allhier folgende Gelder in Beuteln abgenommen habe, nämlich . . .
- Fischer: Das wissen wir ja alle, man weiter.
- Schulze: . . . Summa 1500 Taler. Davon haben sofort als angebliche Verkäufer für geliefertes Stroh und Vieh nach Anerkenntnis des gegenwärtigen Cervus bar erhalten: Der Schulze Funk aus Teetz . . .
- Cervus: Ich protestiere, ich protestiere!

- Fischer: Ruhe, Himmel, Bomben und Kartätschen!
- Schulze: Etcetera in dem diese Befriedigung auf ihr Verlangen von dem Wachtmeister Fischer geschehen, (*schreibt*) obgleich der Cervus dieser Befriedigung widersprach. Die übrigen 1090 Taler . . .
- Fischer: 1000 Taler.
- Schulze: Das Geschenk von 90 Talern kommt in einem Nachsatz zum Ausdruck. Die übrigen 1090 Taler hat der Wachtmeister Fischer an sich genommen und quittiert hiermit darüber nach geschehener Vorlesung und Genehmigung, mit dem Bemerkten, daß, weil er keinen Grund habe, dieselben für Privateigentum zu halten, er solches als wahrscheinliches französisches Eigentum mit sich zur Berechnung an den Herrn Major v. Schill nehme. Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben, nachdem der M. Cervus zur Reise noch 90 Taler erhalten, daher der Wachtmeister Fischer nur 1000 Taler erhalten hat mit dem Bemerkten, daß er die 90 Taler dem Cervus geschenkt haben wolle. Bitte, unterschreiben Sie das Protokoll, Herr Wachtmeister.
- Fischer: Sie sehen doch, daß ich den Arm in der Binde trage. Mit der Linken kann ich mir wohl den Kopf kratzen, aber nicht schreiben. Meine beiden Männer können als Zeugen unterschreiben.
- Cervus: Bürgermeister, er will nicht unterschreiben, weil er weiß, daß er ein Brigant ist.
- Schrader: Juristisch ist gegen diesen Modus nichts einzuwenden.
- Cervus: Sie stehen wieder gegen mich, oh, ich werde das vermerken!
- Schulze: Ich lese jetzt das Protokoll über die Beschlagnahme der Waffen und Effekten.
- Fischer: Geben Sie her, ich lese selber, damit wir hier wegkommen.
- Schulze: Dann kann das erste derweile schon unterschrieben werden. Bitte, Nachbar Miesner, Herr Cervus . . .
- Cervus: Ich schreibe nur, wenn ich eine Abschrift bekomme von diesem Protokoll.
- Schrader: Eine Abschrift können Sie morgen bekommen. (*Cervus unterschreibt*)
- Schulze: Herr Bürgermeister . . . (*Schrader unterschreibt*) (*Zu den Soldaten*) So, und nun ihr Beide . . . (*Die Soldaten unterschreiben*) Danke schön.
- Fischer: So, damit wären dann wohl alle Formalitäten erledigt, und die Sache hat ihr Ende.
- Cervus: Da haben Sie die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich habe Freunde, gute Freunde, mächtige Freunde. Man wird eine Equipe Chasseurs auf Ihre Spuren setzen. Die große Armee ist mit der preußischen Wachtparade fertig gewor-

den, sie wird auch mit einem Wachtmeister Fischer abrechnen und mit seinem Major Schill. Und auch mit einem obstinaten Magistrat!

Ich fahre jetzt nach Berlin, Sie werden von mir hören. Oh, Sie werden bereuen, daß Sie gegen mich gestanden haben. Ich werde Ihnen eine teure Rechnung präsentieren.

Fischer:

(lacht schallend, die Soldaten ebenfalls)

Mosje Cervus wird präsentieren! Männer, habt ihr das gehört? Cervus präsentiert! Da gehen ja die Pferde durch! Adjüs, meine Herren! *(Er geht ab, Soldaten folgen)* Cervus wird präsentieren! *(Die letzten Worte bereits hinter der Szene. Cervus sieht ihm wütend, die anderen beklommen nach, der Vorhang schließt sich)*

Ende des 5. Bildes

Das Heft enthält:

	Seite
Erwin Lademann: Blätter aus der Geschichte des Volkes	161
Holdine Stachel: Ein Ackerbürgerstädtchen wird Industriestadt	164
Lea Grundig: KZ-Appell (Bild)	168
Günter Jaap: Max Theiß — ein Arbeiter und ein Kämpfer	169
Erich Halle: Ein bedeutendes Filmwerk	171
Ernst Stadtkus: To früh jeborn	172
Heinz Krug: Mit Freunden an der Ostsee	173
Heinz Krug: Auf nach Schwerin	177
Isolde Waag: Kleine Plauderei über den Spielplan 1958/59 des Landestheaters Parchim	179
Karl-Martin Ragnow: Vom Segelflug im Kreise Kyritz	184
Will Anders: Saat des Sturmes (Fortsetzung)	186

Zuschriften sind zu richten an die Redaktionskommission im Kreis
Perleberg: Kreissekretariat des Deutschen Kulturbundes, Perleberg, Parchimer Str. 9

Kyritz: Pädagogisches Kreiskabinett beim Rat des Kreises Kyritz

Pritzwalk: Pädagogisches Kreiskabinett beim Rat des Kreises Pritzwalk

Redaktionssekretariat: Perleberg, Parchimer Straße 9

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Septemberheft 1958 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Deutschen Kulturbundes und den Räten der Kreise Perleberg, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Df 582-58 - 850

2

161	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
162	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
163	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
164	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
165	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
166	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
167	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
168	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
169	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
170	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
171	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
172	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
173	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
174	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
175	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
176	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
177	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
178	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
179	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart
180	Die Geschichte des Reiches von den Anfängen bis zur Gegenwart